

Percival Everett: „James“

## Wenn er endlich selbst spricht

Von Julia Schröder

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 04.04.2024

**Huckleberry Finn, der Sklave Jim und der große Fluss – Percival Everett sorgt dafür, dass in seinem Roman „James“ die weiße Perspektive aus Mark Twains Klassiker nicht das letzte Wort behält.**

Der Mann scheint ein leichtes Opfer für ihren nächtlichen Streich. Sie halten ihn, wie alle seinesgleichen, für gutmütig, abergläubisch und ein bisschen dumm.

„Diese weißen Jungs, Huck und Tom, beobachteten mich. Sie spielten immer irgendein Phantasiespiel, in dem ich entweder ein Schurke oder ein Opfer war, auf jeden Fall aber ihr Spielzeug. Sie hüpfen da draußen bei den Sandflöhen, Moskitos und anderen stechenden Biestern herum, kamen mir aber kein bisschen näher. Es lohnt sich immer, Weißen zu geben, was sie wollen, deshalb trat ich in den Garten und rief in die Nacht hinaus: ‚Wersndas da draußnim Dunkeln?‘“

Wem dieses Anschleichspiel im Mondschein, der Anfang von Percival Everetts Roman „James“, irgendwie bekannt vorkommt, darf sich bestätigt fühlen, sobald er Kapitel zwei von Mark Twains „Abenteuern des Huckleberry Finn“ aufschlägt. Darin schildert der jugendliche Vagabund Huck, wie sein Freund Tom Sayer ihn zu überreden versucht, den schlafenden Sklaven Jim zu fesseln. Hier ist dieser Sklave selbst der Erzähler.

„Sie rumorten unbeholfen herum, kicherten. Die beiden könnten sich nicht mal an einen Blinden und Tauben anschleichen, während eine Blaskapelle spielt.“

### Feuchtes Road-Movie am Mississippi

Everetts Roman beginnt wie eine Kontrafaktur des 1884 erschienenen Klassikers der US-amerikanischen Literatur. In beiden Romanen ist der Ausgangspunkt die gemeinsame Flucht des Sklaven Jim und des Jungen Huck, ihre Struktur die eines zumeist ziemlich feuchten Road-Movies auf und neben der großen Wasserstraße des Mississippi. Viele der berühmten Episoden aus „Huckleberry Finn“ werden auch in „James“ erzählt, transponiert in eine andere Tonart und neu komponiert – Sturm, Unwetter und Schiffbruch auf dem Fluss etwa, das angeschwemmte Haus mit dem Leichnam von Hucks Pa darin, die Begegnung mit den beiden Trickbetrügnern, dem selbsternannten Herzog und dem vorgeblichen König, die schauer-

Percival Everett

### James

Aus dem amerikanischen Englisch von Nikolaus Stingl

Hanser Verlag, München

336 Seiten

26,00 Euro

liche Familienfehde der Shepherdsons und der Grangerfords. Aber weil hier nicht der Simplicius Huck die Perspektive bestimmt, sondern Jim, ein Mann um die dreißig mit der ganzen Erfahrung eines Sklavenlebens, sind die Abenteuer in Wahrheit grausame, ja lebensbedrohliche Prüfungen. In Jims Welt bedeutet jedes Scheitern die Peitsche oder gleich den Galgen.

### **Träume von Voltaire**

Percival Everett, der in seinen bisher rund 25 Büchern immer wieder die Möglichkeiten der Metafiktion gefeiert hat, geht es um mehr als eine ausgedehnte Fingerübung, die Neuerzählung eines Stücks Weltliteratur mit originell vertauschten Rollen. Sein „James“ gibt einer literarischen Figur ihre eigene Stimme, die in Mark Twains Roman als Typus des – in Führungsstrichen – guten Sklaven fungierte: von kindlicher Naivität, lachhaft abergläubisch und herzerreißend gutmütig.

Bei Everett tut Jim nur so. In Wahrheit hat er sich selbst Lesen und Schreiben beigebracht und sich heimlich durch Richter Thatchers Bibliothek gearbeitet. Er ist ein gebildeter Mann, in dessen Träumen Voltaire und andere Philosophen der Aufklärung mit ihm disputieren.

Wie schon Mark Twain bedient sich Percival Everett unterschiedlicher Soziolekte des ländlichen Südens. Aber nicht zuvörderst im Dienst einer realistischen Schilderung gesellschaftlicher Zustände und Unterschiede, sondern in der Art eines Illusionisten, der mit einem simplen Trick sämtliche Gewissheiten beseitigt. Die Sklaven nämlich sind allesamt zweisprachig: Untereinander reden sie Standardsprache, das begriffsstutzig wirkende Sklavenidiom produzieren sie nur, damit die Weißen sich überlegen fühlen. Als einer von ihnen Jim und einen anderen Sklaven zur Rede stellt, weil sie verdächtigerweise über etwas lachen, müssen sie flugs die Sprachen wechseln – eine Herausforderung für den Übersetzer Nikolaus Stingl, die er gewohnt souverän meistert:

„Wir ham überlegt, ob die Straßen in N’Orlins wirklich aus Gold sin, wie’s immer heißt“, sagte Luke und sah mich an.

„Ja, un ob’s stimmt, dass wenns überschwemmt, dass die Straßen dann mit Whiskey überschwemmt wern. Ich hab noch nie kein Whiskey probiert, wirklich nich, aber aussehn tut er jehnfalls gut.“ Ich wandte mich an Luke. „Finstunich auch, dassas Zeuch gut aussieht, Luke?“

An dieser Stelle bildete ich mir eine Sekunde lang ein, er hätte durchschaut, dass wir uns über ihn lustig machten, aber er lachte breit und sagte: „Er sieht gut aus, weil er gut schmeckt, Jungs.“ Er entfernte sich laut lachend.

„Jetzt wird er sich betrinken, nicht so sehr, weil er’s kann, sondern weil wir es nicht können“, sagte ich.“

Mit der folgenden Wendung zwinkert der Autor zudem, wie gar nicht selten in diesem ebenso voltenreichen wie grausig-komischen Roman, in Richtung Leser – und in Richtung derjenigen, die glauben, wirklich Schwarze Literatur dürfe nicht zu intellektuell sein.

„Luke schmunzelte. „Und wenn wir ihn dann später heruntorkeln und sich zum Narren machen sehen, ist das dann ein Beispiel von proleptischer oder von dramatischer Ironie?“

„Könnte beides sein.“

„Das wäre dann wirklich ironisch.“

### **Märchenhaft blutiges Happy End**

Dieses Augenzwinkern gilt auch dem großen Ironiker Mark Twain selbst. Wenn es an dessen epochalem „Huckleberry Finn“ etwas auszusetzen gibt, dann ist es das märchenhaft ver-söhnliche Ende, das er für den geflohenen Sklaven Jim bereithält, nachdem Tom Sawyer ihm seine Freilassung verschwiegen und ihn zum Spielzeug seiner von Abenteuerromanen geprägten Fantasie gemacht hat. Percival Everett spiegelt dieses Happy Ending in einem auf ganz andere Weise märchenhaften, in Teilen blutigen Romanschluss, Rachedaten und dra-matische Sklavenbefreiung inklusive.

Denen eine Stimme zu geben, die bisher keine hatten – das ist nicht zwingend die Aufgabe der Literatur, es kann aber eine großartige Inspiration sein. Mark Twain hat das bewiesen, und Percival Everett beweist es ebenso. Sein Roman „James“ feiert den Ausgang des Men-schen aus seiner fremdverschuldeten Unmündigkeit.